

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS-



UND JUGENDBLATT.

Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 100 Mk. Ausland 110 Mk., Deutschland 1.20 Mk., Lettland 75 Mk. Die Leitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Verfrachtung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freiregemplar. Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mk. (Ausland 3 Mk.; 2 Rubel). Schriftleitung: Kellin, Kleine Straße 11. Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Koberstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnummer 20 Mk. Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Zusendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 5

Reval, 1. Mai 1926

3. Jahrgang

Das Leben ertragen ist nichts. Es begreifen ist alles. Nur wer den Sinn sieht, ist zugleich Lenker.
Frank Thieß.

Der Jugend!

Die Köpfe hoch und das Banner hoch!
Und die klaren Augen nach oben!
Und lachend der Mund, das Herz stark und heiß!
Und die Brust von Frohsinn gehoben!

Im Wollen und Tun frisch wie der Sturm,
Der im Lenz die Fluren durchstreift!
Der Sinn so rein, wie ein Sonnenlied,
Das warm in die Seele uns greift!

Das ist Euer Recht! Das ist Eure Pflicht!
Das ist Eure Menschenehre!
So haltet es hoch, weil's Euer noch ist,
Das Jugendbanner, das hehre!

B. v. Herzak. *)

J. V. v. Scheffel als Mensch und Dichter.

Skizze von Anna Stahl-Schroeder, Riga.

Am 16. Febr. d. J. konnte die Literaturwelt Scheffels hundertsten Geburtstag feiern. Es gab wohl manche, die ihn dann erst kennen lernten und sich darüber wunderten, daß seine Werke noch so

*) Die Dichterin war Gründerin und Leiterin der „Baltischen Jugendschrift“ (7 Jahre lang), war Mitarbeiterin der „Petersburger Zeitung“ und der Rigaer Blätter; schrieb 3 historische Novellen und eine Ballade aus balt. Vergangenheit für d. Häckerschen Almanach und lebt eben in Bernau. Wir hoffen auch in Zukunft Beiträge aus ihrer talentvollen Feder bringen zu können.

Die Schriftleitung.

Lebensfrisch seien. Das wird ja wohl immer so bleiben, weil der Dichter viel von seinem eigenen Leben hineingetragen hat. Seine Studentenlieder kennen viele, und die Lieder aus dem „Trompeter von Säckingen“ — „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“ — und andere werden noch heute von mancher jungen Dame mit Gefühl und Überzeugung gesungen. Sein schönstes Werk bleibt doch der „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“. Es hat ja mehr als einen Ekkehard gegeben, und das Waltharilied ist von einem, der später gelebt hat — und doch steht die Gestalt des jungen, schönen Klosterbruders, den der Dichter geschaffen, lebendig vor uns, und keine Lücke in seiner Schilderung verrät uns, daß mehr als einer dem Dichter Modell gestanden. Warum das so geworden? Das verraten uns zum Schluß des Romans die Worte im 23. Kapitel. Da heißt es: „Täglich und fründlich, wenn er die allezeit schönen Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Lust mit vollen Jüngen einsoh, so kam es ihm mehr als ein Rätsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Erklären und Deuten vergilbter Schriften gefunden und hernachmals an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt; laß stürzen Herz, sprach er, was nicht mehr stehen mag, und bau dir eine neue Welt, bau sie dir tief innen, lustig, stolz und weit, strömen und verrinnen laß die alte Zeit!“ Diese Worte kamen aus des Dichters innerstem Herzen, als er Heilung suchend in die Berge flüchtete und in der Arbeit Trost und Befreiung und die gewünschte Ablenkung fand. Sagt er doch selbst an einer anderen Stelle seines Romans: „Neh habe von den Bergen was gelernt. Loben hilft nichts,

man muß zu Stein werden, wie der Sántis. Das ist besser!“ — Aus eigener Erfahrung wußte er das. Den Etkehard, den er schilderte, hat er selbst erlebt! — Das haben uns seine Biographen schon erzählt, welchen Trennungsschmerz er durchmachen mußte, ehe er in die Alpenwelt flüchtete. Es wird wohl wenig Menschen geben, die nicht einmal im Leben Gelegenheit hatten, die Trostworte des Dichters nachzusprechen oder die bei ähnlichen Erfahrungen mit dem Gefühl der Befreiung in bitterer oder freudiger Überzeugung dieselbe Empfindung teilten. Was von seinen persönlichen Leiden in sein Werk kam, gab er in künstlerisch verklärter Form, nicht in wehleidiger Selbstbemitleidung, und das macht ja wohl den Unterschied zwischen dem Künstler und dem Dilettanten. Um der Wahrheit und Wirklichkeit willen, die wir auf jeder Seite finden, wird dieser Roman niemals veralten. Die Landschaftsbilder hat er selbst geschaut, weil er die Ortschaften vorher besuchte, die er schildern wollte. Auch das Kriegstraßen und das Burg- und Klosterleben wird wie Wirklichkeit empfunden. Und darum, weil das Werk launigen Humor und wahre Empfindung auspricht, wird es immer jung und schön und neu bleiben. Daß er Worte fand, die uns noch heute zurückführen in das Land seiner Erinnerungen, das werden seine Leser ihm immer wieder zu danken haben! Erzählt doch der Verfasser selbst in

der Vorrede zu seinem Etkehard, wie er die Klostergeschichte durchlas und wie sich ihm im Geiste das Kloster Sankt Gallen aufbaute und aus den naiven lateinischen Zeilen eine ganze Welt erstand, wie er in nebelhaften Umriffen die Gestalten derer sah, die einst dort lebend wandelten und wie sie zu ihm sprachen: „Verdichte uns!“ Wie schön ist ihm das gelungen!

Und ganz so wie der Mönch Etkehard nach seiner Flucht aus der Burg und aus Frau Hottwigs Zauberkreis, so sah auch Scheffel beim Rienpan in der Berghütte der Ebenalp und vertiefte sich in die Vergangenheit und zeichnete die Gestalten auf, die ihm in der Erinnerung erschienen. Etwas komfortabler hat er es allerdings gehabt! Berggegenwärtig sich der Leser, daß der Dichter überall selbst in die Berge kletterte, das Rauschen der Wälder und das Blätschern der Bergwasser hörte, dann werden ihm die Naturschilderungen noch mehr Interesse einflößen, als wenn er alles in seinen vier Wänden erfunden hätte. Auch die Genien der Kunst und Natur erschienen und legten ihre Palmenzweige auf den primitiven Schreibtisch. Die Schlusskapitel des Romanes sind am Fuß des Sántis entstanden, und einem Bekannten schrieb er: „Wenn Ihr auf die Ebenalp kommt, grüßt mir meine lieben alten Bergwände, denen ich die beste Sommerfrische und den ungequälten Schluß des Büchleins zu danken

Feuilleton.

Die Kanone. (1)

Nach Aufzeichnungen aus der Zeit des 2. Türkenkrieges von R. v. R.

Bleigrauer Nebel liegt über der steinigen Küste Estlands. In dichten Schwaden wogt er auf und ab, alles einhüllend in seine weißlichen Schleier. Nur hin und wieder, wenn ein plötzlicher Windstoß daherkommt, zerreißt die Hülle, und für Augenblicke wird die graue, unendliche Fläche des Meeres sichtbar, oder ein sandiger Uferstreifen, von dunklem Kieferwald umsäumt, oder eine steinige, vorspringende Klippe, die ihre von Wasser rund gewaschenen Granitblöcke weit um sich her ins Meer gerollt hat. Sekundenlang nur, dann brauen die Nebel wieder darüber her.

Jetzt werden ein paar Fischerhütten sichtbar, dicht am Strande. Braun, geduckt, armselig stehen sie da auf dem kurzen, grünen Rasen, der wie ein Sammetpelz das steinige Ufer bedeckt. Lange Reihen von Netzen hängen zum Trocknen an grauen, verwitterten Gestellen, und langsam geht der alte Fischer zwischen ihnen hin und her, prüft sie sorgfältig, bessert hier und da einen Schaden aus, und schimpft in seinen kurzen Struppelbart über das nasse Herbstwetter und den dicken Nebel, der ihm das Handwerk legt. Prüfend fliegt sein Blick über

den tiefhängenden, bleigrauen Himmel, — da teilen sich die Nebelmassen gerade vor ihm, ein Ausschnitt des Meeres wird sichtbar, — und dort liegt, — wahrhaftig, — in nächster Nähe, ein riesiges Kriegsschiff auf dem Wasser. Deutlich sieht er den grauen Rumpf, Masten und Segel und die offenen Schlunde der Kanonenrohre —, angestrengt späht er hinüber, die Hand über die Augen gelegt, doch da schließt sich der Vorhang schon wieder, und alles ist verschwunden hinter brauenden, ziehenden Nebelschwaden. Der Alte fährt sich über die Stirn, — war nicht noch neulich davon die Rede, als die Bewohner der Stranddörfer zum Gottesdienst bei der Kirche zusammenströmten, daß der Engländer seine Flotte im Finnischen Meerbusen habe? Er hatte es nicht geglaubt, denn das große Rußland führte doch mit den Türken Krieg, da irgendwo unten im Süden? Aber dieses Schiff, das er eben mit eigenen Augen gesehen hat, gibt ihm doch sehr zu denken. Freilich, was sich die großen Herren da oben bei der Regierung ausdenken, kann ja doch kein Christenmensch begreifen, ist ja auch nicht seine Sache, nur dieses Schiff jetzt, hier, so nah seiner Hütte und dem Dorfe, das geht ihn sicher etwas an, soviel ist sicher. Wenn der verdammt Engländer nun plötzlich Soldaten landet, oder sie alle kurz und klein schießt aus seinen Kanonen?! Nein, da muß was geschehen, es ist schon am besten, er geht gleich zum Gutshof hinunter und meldet die Sache beim Gutsherrn, der weiß sicher Rat.

Und kurz entschlossen macht der Mann kehrt; es ist eine gute Strecke Weges, die er vor sich hat, denn die Grenzen des Gutes sind sehr ausgedehnt,

habe...“ Aus santtgallischen Klosterlegenden und deutschen Geschichtsbüchern, aus Poesie und Prosa des Mittelalters hat er geschöpft und unter seinen Künstlerhänden entstand das Mosaikbild, das so lebendig anmutet. Der Sonnenschein, die Bergluft stärkten und erhoben ihn. Dort schaute er die historischen Gestalten und dort schrieb er. Auch die „Bergpsalmen“, Beweise seiner Sprachgewalt, entstanden in der Berggemeinschaft.

Nach Vollendung des Gfkehard, der im Jahre 1855 erschien, reiste Schefzel in den Süden. Als er die Ebenalp verließ, schrieb er, inbezug auf sich selbst, folgende Worte ins Fremdenbuch: „Er schleppte auf den Berg herauf, viel alte Sorg' und Qual, als wie ein Geisibub, jodelt fährt er fröhlich jetzt zu Tal!“

Viele haben ja ein ähnliches Schicksal gehabt, aber nicht alle sind als so glänzende Sieger hervorgegangen und haben gearbeitet und geschaffen zu eigener Genugtuung und zur Freude der Welt. Zu seinem Selbstbewußtsein gesellte sich auch die Selbstbeherrschung.

Schefzels Werke sind bisher in verschiedenen Ausgaben erschienen. Eine dieser Ausgaben (bei Bong in Stuttgart) besteht aus sechs Bänden. Im 4-ten Bande sind seine „Episteln“ enthalten. Diese Briefe sind an seine Angehörigen und an seinen Freund Prof. Hauffer gerichtet. Im Anfang schil-

— so etwa 10 Werst nach seiner Schätzung, — aber hier hilft kein Baudern. — Der Weg ist naß und schlüpfrig, immer wieder gleiten die Füße aus, die in dicken wollenen Strümpfen und mit Bindfaden verschürzten Pasteln stecken, der grobe graue Rock wird schwer von Feuchtigkeit, der feine Nebel dringt durch alle Poren. Auch will die geliebte kurze Stummelpfeife nicht brennen, Ärgerlich schiebt der Mann sie in die Tasche und stapft seines Weges weiter; — wenn nur der Engländer nicht schießt unterdessen!

Endlich hat er die endlosen Strandweiden hinter sich, durchquert die tropfnassen Heuschläge, und nun sieht er schon die hohen, dunklen Parkbäume vor sich, die das weiße Herrenhaus umgeben. Unschlüssig steht er einen Augenblick an der geschorenen Lannenhecke still, — soll er hier hinein, über die geharkten, kiesbestreuten Gartentwege, an den breiten Terrassen und Teppichbeeten vorüber? Oder hinten herum, den langen Weg um alle Wirtschaftsgebäude? Ach was, näher ist es hier schon und seine Meldung hat Eile, sicher ist auch niemand von der Gutsherrschaft draußen bei dem Hundewetter. Und schon ist er unterwegs auf das große, weiße Haus zu. Da ist der Kücheneingang, er tappt sich einen langen dunklen Korridor entlang, die schmale Treppe mit den ausgetretenen Steinstufen hinauf und läßt sich gleich darauf beim Gutsherrn melden. Nach kurzem Warten steht er im Arbeitszimmer des alten Obersten v. K. Der sieht mit dem buschigen weißen Haar, der scharf gebogenen Nase und der straffen Haltung noch eben wie ein alter Militär

dert er seinen Einzug in Sälfkingen, seinen Wohnort und die Arbeit, die ihn dort erwartete. Im „Amtshause“ begann er seine Tätigkeit als „Rechtspraktikant“. Seine Briefe geben Einblick in sein persönliches Leben, schildern mehr den Menschen, weniger den Dichter und Kunstkenner. Seine Werke zeigen uns den leichtbeschwingten Dichter, die Briefe mehr den Menschen, der ernst, fest und selbstbewußt durch dieses Leben ging. Von Naturschönheiten ist selten, von Kunst garrnicht die Rede, desto mehr von Wellnern, Weinorten und brolligen Käuzen. Von Kunst spricht er meistens in verneinendem Sinne, wie z. B. Seite 140 bei einem Besuch in München. „Ein flüchtiger Blick galt den Leistungen der modernen Malerei an den Wänden der neuen Pinakothek, der mir aber ein bedenkliches Schütteln des Kopfes einbrachte — aus was für Gründen gehört nicht hierher... Als er in Verona ist, schreibt er: „Was wir im Gegensatz zu allen reisenden Engländern nicht besuchten, war die casa capuletti, wo Romeo einst Julie fand.“ In Venedig herrschte Cholera und er und sein Freund Anselm Feuerbach traten den Rückzug an.

Während der Reise nahmen sie zeitweiligen Aufenthalt in der Burg Loblino. Dort wird besonders der See bewundert. Da schreibt Schefzel: „Warum bist du auch so schön, See von Loblino!“ Dann spricht er den Wunsch aus, daß ihm die

aus, obgleich er vor Jahren den Dienst quittiert hat und nun hier als Landwirt im Kreise seiner Familie lebt. „Was gibt's, Indriß?“ fragt er kurz. Der Fischer erstattet langsam und umständlich seinen Bericht, während er die quatschnasse Mütze zwischen den Händen dreht. Der Gutsherr runzelt die Stirn. Ein Kriegsschiff — nun ja —, aber warum denn gleich ein englisches, ebensogut kann es ein russischer Kreuzer sein, der Kerl da kann das doch nicht unterscheiden.

Immerhin, — man wird sich den Fall wohl näher ansehen müssen. Mit einem Ruck öffnet er die Tür zum Korridor. „Nja! bist Du da? schön, dann geh mal zum Stall hinüber und sag dem Kutscher, er solle sofort anspannen, die alte Linie, Du weißt schon. Ich will zur Ristninaschen Spitze fahren und ein paar Mann sollen mit, der Gärtner, der Schmied und wen Du noch findest. In einer halben Stunde, hörst Du?“ Der alte Diener, mit dem sorgfältig ausrasierten Kinn zwischen den grauen Bartkoteletten, verschwindet. Auch der Fischer ist entlassen, nachdem er noch die Erlaubnis bekommen hat mitzufahren, und stolpert die dunkle Treppe wieder hinunter. Er ist sehr vergnügt, denn nun kann er sich in der schönen großen Volksstube gut durchwärmen und trocknen, und außerdem gedenkt er sich vor dem Gesinde gehörig aufzuspielen mit seinen Nachrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Möglichkeit vergönnt wäre, seine Angehörigen dort umherzuführen . . . „und möcht's ihnen zeigen, wenn der Monte Baldo jenseits am Gardasee im blauen Duft schwimmt, und nahe grüngoldene Reflexe vom walligen Ufer hereinzittern in die Wogen und möchte ihnen sagen: „Lebt schön, denn die Welt ist schön!“

Zur Berufswahl.

Unter dieser Überschrift werden wir fortlaufend Artikel aus berufenen Federn über die heutzutage bestehenden Berufsmöglichkeiten bringen.

Die Schriftleitung.

Zur Pharmazeutenfrage.

Von Magister F. Kestner — Bernau.

Ausbildung. Nach Absolvierung der Mittelschule ist eine praktisch-ausbildende Lehrzeit von 2 Jahren in einer Apotheke Vorbedingung zum Übergang auf das Studium der Pharmacie an der Hochschule. Während dieser Lehrzeit wird dem Aspiranten ein Aufschub in der Ableistung des Militärdienstes bis zum 24. Lebensjahre erteilt. Das Studium dauert 6 Semester und umfaßt den vollen Kursus der naturwissenschaftlichen Fächer und der reinen chemischen Ausbildung. Diese Fächer schließen mit dem 4. Semester in den Examina und prakti-

sehen Arbeiten der Vorfächer (Philosophicum) ab. Die letzten Semester sind für speziell pharmazeutische Disziplinen vorbehalten, nebst Erweiterung der angewandten Hilfsfächer wie: Nahrungsmittelchemie, klinische Diagnostik, bakteriologisches und gerichtlich chemisches Praktikum usw.

Im 7. Semester finden die Schlussexamina statt, und können solche in zwei Urteilen ihren Abschluß haben: I. kandidatenmäßig und II. approbiert. Dem ersteren Absolventen ist es gestattet, innerhalb eines Jahres eine schriftliche Kandidatenarbeit (Magisterarbeit) einzureichen, und erhalten diese nach Anerkennung durch die Fakultät den Grad eines Magisters der Pharmacie.

Die approbierten Absolventen haben dieses Recht nicht, wohl aber wird ihnen gestattet, eine Apotheke zu verwalten oder besitzen zu dürfen, welches Recht ebenfalls die Magister besitzen. Bei beiden Graden ist aber bis zur Erlangung dieses Rechtes eine praktische Carrenzzeit von 2 Jahren in einer Apotheke erforderlich. Den Magistern steht es frei, den Doktor der Pharmacie sich durch erweiterte Prüfungen und Verteidigung einer Dissertation zu erwerben.

Während des Universitätsstudiums wird Aufschub in der Wehrpflicht gewährt.

Aussichten im Beruf. Wie in allen Berufen wird im allgemeinen auch hier persönliche Tüchtigkeit im Fach ein gutes Fortkommen im

Tante Minni's Torheit. (10)

Baltische Erzählung von Helene von Schulmann.

Eines Tages, es war nun schon Spätherbst geworden, fand sie Rudi still zur Wand gekehrt in seinem Bette liegend; sein Skizzenbuch lag auf dem Nachttischchen, und sein Körper zuckte und zitterte.

„Rudi,“ fragte Senta leise, indem sie sich über ihn beugte, „was ist Dir?“

Da wandte der Knabe ihr plötzlich sein tränenüberströmtes Gesicht zu und schluchzte: „Ich habe wieder Fieber, ich kann nicht nach Hause! O, Fräulein Senta, ich kann nicht mehr, — ich kann nicht mehr, — es ist zu schrecklich, hier zu bleiben!“

Senta wollte sich, tiefergriffen, zu ihm setzen, da rief Schwester Brigitte von der entgegengesetzten Seite des Saales: „Solch ein wehleidiger Junge, nun heult er wegen der paar Striche Temperatur! Nimm Dir ein Beispiel an Grete und Mali, die noch keine Aussicht auf Gesundwerden haben und still liegen, ohne zu jammern! — Fräulein Senta, hier ist Arbeit für Sie, die Kleine hier muß eine Kompresse haben und Annchens Haar muß geflochten und gekämmt werden!“

Senta folgte dem Rufe, streichelte aber noch vorher dem armen, so bitter enttäuschten Jungen das volle Haar.

Als sie aus der Küche das Wasser zur Kompresse brachte, begegnete ihr im Vorfaal eine auf höchste erregte junge Frau. Ihr Gesicht war

totenblaß, ihre Lippen zitterten, und sie war kaum ihrer Worte mächtig:

„Wo ist die Oberin?“ stieß sie wild hervor und sah sich nach allen Seiten um.

„Hier,“ antwortete Schwester Berta ruhig, indem sie die Treppe hinabstieg, „ach, Sie sind es, Frau Werner!“

„Ja, ich bin es, aber wiederkommen werde ich nicht mehr! — Ich kann es nicht ertragen, dieses langsame Sterben! . . . Für mich ist Gerda jetzt tot und begraben . . . hören Sie wohl . . . tot und begraben . . . Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“ Mit bebenden Händen nahm sie ihren Mantel um und stürzte auf die Straße, ein Bild der Verzweiflung.

Senta ging erschüttert in den Saal zurück, um ihre Arbeit zu verrichten. — Sie hatte hier gelernt zu schweigen und sich durch nichts von ihren Pflichten abbringen zu lassen, als sie aber einen Augenblick mit Schwester Anna zusammen war, fragte sie sie nach dem Grunde dieser Szene:

„Oh Gott, fragen Sie mich nicht, es war entsetzlich!“ flüsterte diese, indem ihr die Tränen in die Augen traten, „die Frau, die Sie so verzweifelt sahen, war Gerdas Mutter. Sie wohnt hier in der Stadt und besucht zuweilen ihr krankes Kind. Seit aber keine Aussicht auf Genesung mehr ist, kommt sie viel seltener und heute gerade in dem Augenblick, wo ich der Kleinen ein frisches Hemd anzog, und sie ihren Körper sehen konnte, der doch nur noch ein Skelett ist. Da hat die Mutter plötzlich aufgeschrien und sich so wild gebärdet, daß

Beruf oder seinen Abzweigungen gewährleisten. Die in Stellung befindlichen Pharmazeuten beziehen etwa das Gehalt eines statmäßigen Mittelschullehrers. Die Selbstständigkeit kann am ehesten bei unbemittelten Personen durch Übernahme einer Landapotheke angebahnt werden, wobei etwa bei zehnjähriger guter Führung soviel erübrigt werden kann, um ein größeres Apothekengeschäft käuflich zu erwerben, sodaß etwa bei 25 jähriger tüchtiger Lebensarbeit ein mittelgroßes Apothekengeschäft als unbelastetes Eigentum erworben werden kann. Im allgemeinen darf aber nicht verhehlt werden, daß bei unsrer augenblicklichen Lage auch die soziale Stellung stark beeinträchtigt worden ist: durch Erweiterung der Eröffnungsgenehmigung für Apotheken im allgemeinen und durch Konzessionen solcher Begründungen für Stadt und Kranken-kassenapotheken.

Andererseits ist aber der wissenschaftlich ausgebildete Pharmaceut in der Lage, sich außerhalb der Apotheke eine Lebensstellung zu erwerben.

Abgesehen von den rein wissenschaftlichen Lehrtätigkeitsgebieten, findet er sehr häufig Anschluß und Betätigung in der chemischen Großindustrie, (Fabriken), in Laboratorien und Untersuchungsstationen. Auch in Hütten- und Bergwerken werden im Auslande mit Vorliebe Pharmaceuten als Untersuchungschemiker angestellt. Zur Lehrtätig-

keit in Mittelschulen sind die Pharmaceuten in naturwissenschaftlichen Fächern berechtigt.

Mit einem Wort — zur Betätigung auch außerhalb der Apotheke gibt das Studium der Pharmacie, welches alle naturwissenschaftlichen Fächer mit starker Betonung der chemischen Ausbildung, nebst allen diesen verwandten Hilfsfächern, einen weiten Kreis von Arbeitsmöglichkeiten, welche besonders glücklich dadurch angebahnt werden kann, daß neben theoretischer Ausbildung die Erfahrungen des praktischen Lebens in dem Werdegang des sich ausbildenden Pharmaceuten geforderte Grundbedingung geblieben ist.

Vom Verlage und der Schriftleitung.

Die „Herbflammen“ erscheinen ab 1. Juni d. J. wieder, wie früher, zweimal monatlich (zu je 4 Seiten). Es hat sich nämlich gezeigt, daß bei häufigerem Erscheinen — wenn auch in demselben monatlichen Gesamtumfang — die Verbindung mit den regelmäßigen Lesern eine engere ist. Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 100 Mk.

ich sie schnell aus der Tür schob. Die arme, kleine Gerda, die in letzter Zeit nur noch ganz still und geduldig daliegt, hat geweint.

„Ach, Fräulein Senta, solche Augen, die schon in die Ewigkeit blicken, sollten nicht mehr weinen! Diesen Anblick kann kein Mensch mehr ertragen,“ und schon rollten ihr selbst die Tränen über die Wangen, während sie schluchzend fortfuhr: „Wie machen Sie es nur, daß Sie niemals weinen bei all dem Glend, das Sie hier sehen? Sie lieben doch die Kinder und tragen an ihren Leiden!“

Senta schwieg einen Augenblick. „Ich glaube, ich habe keine Tränen mehr zum Weinen, — ich habe sie alle um meine tote Mutter vergossen! Zuerst wurde mir leichter dabei, aber später hatte ich das Gefühl, als strömte mit ihnen alle meine Lebenskraft von mir, — nun weine ich nur noch selten und arbeite, wenn es mir weh ums Herz wird.“ —

Da erscholl die Gglocke, und beide Mädchen eilten ihren Verpflichtungen nach.

Gegen abend erfuhr Senta von Frau v. Stern, daß sie auf vierzehn Tage von Verwandten eingeladen sei und zu verreisen gedenke: „Meine Nichten behaupten, ich müßte mich zerstreuen, aber das ist ja lauter Torheit, — meine trüben Gedanken nehme ich doch mit zu ihnen und werde ihnen nur eine Last sein! Aber, da sie nun einmal auf mein Kommen bestehen, so werde ich ihnen den Gefallen tun.“ Zuerst war Senta ein wenig erschreckt, daß sie mit der Köchin allein bleiben sollte, aber in der Folge genoß sie die einsamen Abende, denn häufig kamen

nun die Brüder, die sie bisher nur auf der Straße flüchtig gesehen hatte und erfrischten sie mit den Berichten aus dem Schulleben.

Anfang Dezember wurde es unerwarteterweise plötzlich sehr kalt, und eines nachmittags, als Senta gerade von ihrer Arbeit zurückgekehrt war, erschien Barcival mit Schlittschuhen.

„Komm mit uns, Senta,“ rief er, „denke nur, wir haben schon Eis zum Schlittschuhlaufen! Du liebst doch früher so gerne!“

„Ich, — Schlittschuhlaufen!... Wo denkst Du hin. — Ich sollte mich unter die fröhlichen Menschen mischen?... Nein... nein!...“

Barcival setzte sich ans Fenster und sah auf den bereisten Baum im Hofe, der im Laternenschein funkelte.

„Erinnerst Du Dich noch, Senta,“ sprach er finnennd, — „es muß nicht lange nach Papas Tode gewesen sein, da standen wir einmal mit Mama am Fenster und sahen, wie Kinder mit Schlittschuhen durch den bereisten Garten gingen, und da sagte sie zu uns: „Geht doch auch mit ihnen! Wenn man Kind ist, braucht man viel Freude, damit man sich im Alter an der Erinnerung wärmen kann, so wie wir im Sommer die Sonne brauchen, um im Winter der Kälte trocken zu können.“ Du wolltest zuerst lieber bei Mama bleiben, weil sie so traurig war, aber sie hat es nicht gelitten, — und dann gingen wir. Erinnerst Du Dich dessen? Mir fiel es gestern ein, als ich meine Schlittschuhe auspackte und auch die deinigen dabei fand.“

Senta blickte still vor sich hin: Ich weiß es nicht, — ich entsinne mich eben nicht... aber wenn Du es weißt, daß Mama so sprach und glaubst, daß das auch heute ihre Ansicht wäre, — so laß uns gehen!“

Parcival half ihr in ihre Tasche, und sie eilten zusammen der Schlittschuhbahn zu. Zuerst wollte es Senta gar nicht gelingen, auch nur ein wenig Freude an der Bewegung zu finden, denn alles, was sie seit dem Tode der Mutter zum erstenmal wieder tat, fiel ihr schwer aufs Herz, aber allmählich tat die frische Luft das ihre und der Gedanke, daß sie im Sinne der Mutter handelte, befriedigte sie so, daß sie versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß sie dann mit Minchen Pohlmann zusammentraf, die auf einige Tage gekommen war und sich die gute Gelegenheit nicht entgehen ließ, die schöne, mit bunten Lampen geschmückte Eisbahn zu besuchen:

„Senta!“ rief sie schon von weitem, „Sie hier? — nein, wie reizend! — kommen Sie, reichen Sie mir die Hand, — wir laufen zusammen, und ich erzähle Ihnen etwas!“

Während sich nun die Mädchen auf dem Eise herüber und hinüber schlangen, teilte Minchen Senta mit, Onkel Wilhelm hätte ihr zum Geburtstag geschrieben, daß es den Kindern schon besser ginge, und daß der Herr Kandidat sich mit Fräulein Hella verlobt habe.

„Wirklich,“ rief Senta, „und was sagen denn ihre Eltern dazu?“

Minchen lachte: „Der Pastor meint, seine Hochachtung für den Herrn Kandidaten sei um ein Bedeutendes gestiegen, seit er einen so guten Geschmack bei der Wahl seiner Frau bewiesen habe, und die Pastorin ist der Ansicht, daß man für die Aussteuer ihrer Tochter nur emailliertes Geschirr anschaffen könne, da es im Haushalt außerordentlich viel Scherben gäbe, seit der Herr Kandidat im Pastorat weilte.“

„Und die Kinder?“ fragte Senta. „Neulich bekam ich noch einen Brief von Elsa, in welchem sie uns schreibt, Mollie und Grete wären empört über den Herrn Kandidaten, der ihre einzige Puppenkassette zertrümmert, den Kopf der Lieblingspuppe zerbrochen und sie nachher, als er ihr in der Stadt einen neuen kaufen wollte, dort verloren habe.“

Minchen lachte hell auf: „Das sieht ihm ähnlich! Das Urteil der kleinen Schwägerinnen lautet daher auch recht abfällig. „Ja, so ist es,“ soll Mollie gesagt haben, „alles was brauchbar ist, verschleppt er,“ und Grete habe ärgerlich hinzugefügt: „Hoffentlich ist Hella so durabel, wie es nötig ist!“ Nachdem ihnen derartige Reden verboten worden sind, sagen sie „Johannes“, wenn sie von ihm sprechen und behalten ihre Meinung für sich.“

„Nun und Hella selbst?“ fragte Senta weiter.

„Hella soll sehr glücklich sein und behaupten, sie allein wüßte, was an ihrem Bräutigam sei, und Trina, die Köchin, meint: Diejenigen, die so eine Pastorin bekämen, wie Fräulein Hella, könnten auch den Pastor nebenbei „verbrauchen“. Onkel

Wilhelms Urteil lautet: „Es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß stramme, tüchtige Mädels böjige Männer bekommen.“ Tante Minnie scherzt auch und versichert, Pastoren könnten beim Einkauf der Aussteuer den Teufel sparen, den bekäme Hella gratis, aber nebenbei ist sie recht in Sorgen, wie es nach Weihnachten mit dem Unterricht der Kinder werden soll.“

Parcival, der seine Schwester so heiter sah, war glücklich über den Gedanken, sie zum Schlittschuhlaufen überreden zu haben und begleitete sie täglich auf die Eisbahn, bis wieder Tauwetter eintrat, und das vorzeitige Vergnügen ein Ende nahm.

Inzwischen war Frau v. Stern wieder heimgekehrt, aber durchaus nicht erfrischt, wie Senta gehofft hatte, sondern voll Sorgen über das Wohlergehen der Nichten, deren Bankrott sie vor Augen sah, und voll Unruhe darüber, daß sie keine regelmäßigen Nachrichten von ihrer Tochter aus Odessa gehabt hatte. Auch die Tatsache, daß sie einen Brief von der letzteren in der Stadtwohnung vorgefunden hatte, in welchem diese ihren Besuch im Laufe des Februars ankündigte, schien keinen freudigen Eindruck zu machen, denn sie sagte, als sie Senta davon erzählte: „Sie wird sich bestimmt auf der Reise aus dem Süden in unser nördliches Klima erkälten, und dann habe ich doch nur die Pfllege!“

Senta war immer glücklich, wenn sie solchen Klagen entzischen und in das Krankenhaus gehen konnte, wo wenigstens wahres Leiden zu finden war und zuweilen auch große Freude, wie gerade in den letzten Wochen vor Weihnachten. Eines Morgens nämlich sagte Schwester Bertha zu Senta: „Heute soll Rudi auf einige Stunden das Bett verlassen und allmählich ein wenig gehen, denn zu Weihnachten bringt sein Vater ihn nach Hause. Helfen Sie ihm beim Anziehen.“

Senta hätte fast laut aufgeschrien vor Freude und eilte in den großen Schlaftaal, um Rudi sein Glück mitzuteilen.

Schwester Brigitte hatte heute Robert und Anchen, die auch fort sollten, auf die Liegestühle gebracht und schalt sie nun für ihr lautes und aufgeregtes Wesen: „Könnt Ihr nicht ruhig sein, statt beständig herumzuzappeln, man hat nur Not mit Euch! Wartet doch ab, bis Ihr auf die Beine kommt, vollständig gesund und zu Hause seid, — dann ist Zeit genug herumzutollen.“

Rudi sah mit großen, stillen Augen nach Robert und Anchen, als Senta ihm die Freudenbotschaft brachte. Kaum aber hatte er sie vernommen, so fuhr auch in ihn eine wilde Lust, sodas Senta ihn immer wieder ermahnen mußte, sich nicht unnötig anzustrengen und ihr ihre Aufgabe, ihn anzuziehen, nicht zu erschweren. Da sie aber freundlich dabei blieb, und er sehr wohl wußte, wie sie an seinem Glück teilnahm, so gab er sich alle Mühe vernünftig zu bleiben und wiederholte nur immer ganz überselig: „Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß ich wirklich fort soll! Es tut mir nur leid, Fräulein Senta, daß ich von Ihnen Abschied nehmen muß. Sie sind so gut!“ Hier und da erhob sich ein Kopf

aus den Rissen, und ein bleiches oder fiebergerötetes Kinder Gesicht blickte nach dem glücklichen Gefährten, aber es war weder Neid noch Mißgunst in den sehnsüchtigen Augen, sondern eher ein Hoffnungsstrahl, der zu sagen schien: „Nun schlägt gewiß auch bald für uns die Freudenstunde des Abschiedes aus diesem Hause der Qual.“

Es war ja überhaupt eine Zeit der Hoffnung angebrochen, denn Schwester Bertha kam häufiger als sonst zu den Kranken und erzählte ihnen von dem schönen großen Empfangsraum, wo der Weihnachtsbaum brennen sollte und schöne Paßten von den Eltern und Geschwistern ihrer warteten. Ja, viele sollten die Freude haben, die Thrigen wiederzusehen und für alle würde es Pfefferkuchen und Apfel und vielerlei Schönes geben.

So gestalteten sich die letzten Wochen, die Senta, als Helferin in der Anstalt verbrachte, zu einer fast frohen Zeit, die nur einmal durch einen schrillen Mißklang gestört wurde.

Rudi ging schon ein wenig im Saal umher, und Annchen und Robert spielten am Kindertisch mit Wollli und Ferdi, als Senta in die Vorhalle gerufen wurde, um dem Zimmermädchen beim Aufräumen zur Hand zu gehen. Sie war eben im Begriff, ihre Schürze vorzubinden, als Gerda's Mutter in heftigster Erregung von der Straße herein und auf sie aufstürzte: „Wo ist mein Kind?“ schrie sie mit gelender Stimme, „es ist ja nicht tot, — es lebt! Ich muß es haben, — — ich bringe es nach Hause. . . Gesund soll es werden. . . bei mir. . .!“ Senta führte sie zu der Oberin, die sofort den Oberarzt zu sich bitten ließ, und begab sich zurück zu ihrer Arbeit in der Halle. Sie hatte jedoch höchstens zehn Minuten lang dem Mädchen geholfen, als sie abgerufen wurde, um mit Schwester Anna Gerda zur sofortigen Abfahrt bereit zu machen. Senta betrat nun zum ersten Mal den Raum, der die schwerkranken Kinder beherbergte, und wo eben nur die kleine Gerda lag. Erschüttert blickte sie auf die kleine, hinschwindende, schlaffe Gestalt, die aus ihren großen, fragenden Augen ihre Umgebung musterte, ohne mehr die Kraft zur Freude zu haben. Vor dem Bett auf den Knien lag die Mutter und wiederholte immer leidenschaftlicher: „Sie lebt, — sie lebt, — sie gehört mir, — ich bringe sie nach Hause. . .!“ Mit Mühe und mit längeren Rausen gelang es endlich Schwester Anna und Senta, das kleine sterbende Wesen einzuhüllen und es schließlich in das bereitstehende Auto zu betten. Noch ein paar Augenblicke, und das kleine Mädchen, das so lange hier gelebt hatte, war auf immer verschwunden. Schwester Anna trocknete sich heimlich die Tränen, und auch der Oberarzt und Schwester Bertha sahen dem davontrollenden Wagen ernst nach.

An jenem Abend schlief Senta wieder weinend ein, was schon lange nicht mehr vorgekommen war, aber der Anblick der unglücklichen Frau, die einmal davongeeanaen war und gesagt hatte, ihr Kind sei tot, weil sie sein langes Sterben nicht ertragen konnte, und die nun wiedergekommen war und mit heißer Liebe nach dem Kinde verlangte, das da lebte,

um es zu sich bringen und gesund zu pflegen, hatte sie bis in das innerste Herz erschüttert.

Nach wenigen Tagen trat Senta bei der Oberin ein, um Abschied zu nehmen. Schwester Bertha dankte ihr freundlich für ihre Arbeit und schlug ihr vor, vom neuen Jahr an ganz bei ihr als Pflegerin einzutreten. „Die Kinder lieben Sie, und sogar Schwester Brigitte war zufrieden mit Ihnen, was nicht wenig sagen will,“ schloß sie, „überlegen Sie sich mein Anerbieten und besprechen Sie es mit Ihrer Pflegemutter.“ Senta dankte und versprach beides, aber im innersten Herzen lehnte sich etwas dagegen auf, und sie schob für's erste den Gedanken beiseite.

Als sie am letzten Morgen, kurz vor ihrer Abreise, Frau v. Stern Lebewohl sagte, klagte diese: „Nun verläßt mich mein letzter Sonnenschein, denn mein Sohn wird doch nicht viel bei mir sein, da er seinem Berufe nachgehen muß, — das weiß ich schon im voraus. Ich wünsche Ihnen nun alles Gute auf Ihren ferneren Lebensweg! Viel wird es ja nicht sein, Sie armes Waisenkind!“

Senta ergriff ihr Köfferchen und lief die Treppe hinab und auf die Straße, wo die Brüder sie erwarteten. Als sie die glückstrahlenden Jungen sah, die mit guten Schulzeugnissen in der Tasche voll Ferienwartung dastanden, wurde ihr plötzlich das Herz so leicht, wie lange nicht, und sie eilte mit ihnen geflügelten Schrittes auf den Bahnhof. Die Wagen waren überfüllt, und sie fuhr von den Brüdern getrennt, bis sie endlich an dem kleinen Bahnsteig hielten, von wo Tante Minni sie im Sommer abgeholt hatte. Weihnachtlich glitzerte der Schnee ringsum, als sie ausstiegen, und stäubte unter den Füßen der bekannten Brauen, als sie wohlverpackt im Schlitten dahinflogen.

Allmählich ging der kurze Wintertag zur Neige, und als die rote Sonne noch ihre letzten Strahlen durch den Wald schickte, tauchte Luisenruh vor ihnen auf, und bald fuhren sie in den vertrauten Hof ein.

Diana stand schwanzzwedelnd auf der Treppe, und das Stubenmädchen erschien auf der Schwelle, um den Ankommenden beim Ablegen der Winterhüllen, die ihnen entgegengeschickt worden waren, zu helfen. „Guter Tag, junge Herrschaft,“ sagte es freundlich, „wie wird unser Fräulein sich freuen.“

Und richtig, da stand ja auch Tante Minni ganz strahlend in der Vorhalle und breitete die Arme nach ihren Kindern aus. Ehe Senta wußte, wie ihr geschah, war sie geherzt und geküßt und hatte freudig ausgerufen: „O, wie bin ich glücklich, daheim zu sein!“

Während auch die Knaben bearüßt wurden, eilte Elsa die Treppe hinab und umschlang die Schwester, und auch zwei dunkle Köpfe lugten durch das Geländer ein wenig verschämt nach der Langvermischten.

Welch' herrliche Tage begannen nun für die wiedervereinigten Geschwister!

Das ganze Haus duftete festlich nach Gebäck, und überall ahnte man Geheimnisse. Vormittags streiften sie durch Wald und Feld, und abends ver-

goldeten sie Mütze und fertigten unter Tante Minnis Anleitung Baumschmuck an, wie er seit vielen Jahren in Luise'sruh üblich war. Minchen Bohlmann war beauftragt gewesen, alle Einkäufe für das Fest zu machen, da Tante Minni durch die Krankheit der Kinder und durch mancherlei Aufgaben, die ihr in Ermangelung einer Bonne, zugefallen waren, verhindert gewesen war, in die Stadt zu fahren. Und Minchen hatte nicht gespart. Überall gab es Kisten und Kasten auszupacken, Schachteln und Tüten auf ihren Inhalt zu prüfen und Früchte und Mäschereien in Schalen zu füllen. Senta war so beschäftigt, daß sie den Schmerz, der ihr beim Gedenken des letzten Weihnachtsfestes im Elternhause das Herz bedrückte, überwinden und mit den Geschwistern fröhlich dem heiligen Abend entgegensehen konnte.

Und so wurde es denn wirklich ein froher und festlicher Abend für alle Beteiligten. Die Besucher fand, wie es in Luise'sruh immer Sitte gewesen war, nach dem Abendessen statt. Die Kinder und die Diensthofen hatten zweistimmig die alten Weihnachtslieder gesungen, worauf Tante Minni das Evangelium las und dann die Geschenke verteilte. Laute und stille Freude erfüllte den Saal, in dem ein mächtiger von Silberfäden behangener Baum im Glanz von vielen, vielen Kerzen erstrahlte. Kinderjubiläum, wie es hier seit Menschengedenken nicht erklingen war, belebte die Feier, und Tante Minni wurde fast erdrückt durch die stürmische Dankbarkeit, die sich in lauter Umarmungen und Küffen Bahn brach.

Endlich mußte man aber doch die Kleinen zu Bett schicken, und da Senta es als richtig empfand, den beiden Alten ihre stille Feier bei den verlöschenden Lichtern zu gönnen, an die sie all die Jahre gewöhnt gewesen waren, stieg auch sie mit den älteren Geschwistern in ihre Zimmer im oberen Stockwerk. Tani und Soldi lagen bald übermüdet in den Betten, jedes mit seinem schönsten Geschenk im Arm, aber doch hatte der Kleine noch schlaftrunken flüstern können: „Lieber Gott, erzähl' auch Mama, wie schön es heute war!“ und Soldi hinzugefügt: „Grüß sie auch von mir!“ Gerührt stand Senta an den Betten und sagte sich: „Tante Minni hat auch das teure Andenken gepflegt, vielleicht besser, als ich es verstanden hätte!“ Nachdem sie auch ihren Brüdern und Elsa „Gute Nacht!“ gewünscht hatte, stieg sie noch einmal hinab in den Saal, wo sie Onkel und Tante wie vorhin nebeneinander sitzend fand.

„Verzeiht,“ bat sie, „daß ich Euch noch störe, aber ich muß heute noch einen Dank aussprechen, an den ich früher gar nicht gedacht habe, den Dank dafür, Tante Minni, daß Du Dein Mama gegebenes Versprechen gehalten und uns eine Heimat in Deinem Hause bereitet hast, wo wir so glücklich sind.“

Tante Minni zog Senta auf das Polsterstühlchen, auf dem sie vorhin zu ihren Füßen gesessen hatte und fuhr ihr zärtlich über das Haar, während Senta ihr die andere Hand küßte und sich an ihren Schoß lehnte.

„Und eine Bitte hätte ich auch noch, Tante Minni,“ fuhr sie fort, „erlaube, daß ich von nun an auch bei Dir bleibe. Ich will die Kinder unterrichten, bis Du eine bessere Lehrerin findest und Deine treue Haustochter werden!“

„Mein Kind,“ erwiderte Tante Minni, „dieser Dein Wunsch ist mir das schönste Geschenk am heutigen Abend, — es ist dasjenige, das ich all die Monate ersehnt habe!“

Senta blieb noch ein Weilchen sitzen, dann erhob sie sich wieder und dankte noch einmal mit einer herzlichen Umarmung; dann wandte sie sich an Onkel Wilhelm und sagte: „Du, Onkel Willi, hast gewiß auch manches von Deinen Gewohnheiten um unserer Willen aufgeben müssen, — auch Dir muß ich danken für alle Deine Güte und Liebe!“ und ehe er sich versah, wurde er umarmt und geküßt, was ihn ganz aus dem Konzept brachte, denn Tante Minni hatte es ja bereits getan, wie immer an diesem Abend.

Als Senta gegangen war, schwiegen die beiden Alten eine Weile und blickten nach dem letzten Lichtlein, das in dem jetzt nur durch den Mondschein erleuchteten Raum erlosch. Dann sagte Tante Minni: „Wie viele Weihnachten haben wir hier gesessen und der Vergangenheit und der schönen Gegenwart gedacht, — heute aber blicke ich auch wieder in die Zukunft, — in die Zukunft meiner Kinder.“

„Minni,“ erwiderte Onkel Wilhelm, „es gefällt mir nicht, daß Du immer „meine“ Kinder sagst! Als wir noch klein waren, sagten wir von allen Dingen, die wir besaßen, „unser“, soll es nicht dabei bleiben?“

„Ja, wenn Du willst,“ lächelte Tante Minni, „Du warst nur so dagegen, als ich mir diesen Besitz anlegte.“

„Ich bleibe ja auch dabei, daß es eine Torheit war, aber wie es nun einmal geht in der Welt... Da setzen sich ernste Männer hin und erwägen ihre Pläne und Ausichten und handeln mit Vernunft, und wie oft glückt die Sache doch nicht!... aber, sieh mal an, — da kommt ein leichtsinniges Frauenzimmer, pfuscht, mir nichts, Dir nichts, ins Leben hinein, und es geht, und sie erntet noch gar Früchte, trotz ihrer Torheit!“

Gedankenvoll blickte Tante Minni nach der schlanken, glitzernden Tanne, die im Mondschein wie eine Fontäne zur Decke stieg, ohne auf diese Worte einzugehen, aber Onkel Willi hatte später immer den Eindruck von diesem Weihnachtsabend, als sei er nicht einmal, wie es hergebracht war, sondern dreimal umarmt und geküßt worden. —

E n d e.

Bestellungen auf die „Herbstflammen“ nehmen entgegen: in Reval: die Geschäftsstelle des Revaler Boten, Raderstraße 12, von 9—5 Uhr, und die Buchhandlung Ferd. Wassermann, Langstraße; in Dorpat: die Buchhandlungen N. G. Krüger und R. Weizner; in Pernau: die Buchhandlung Emil Trenfeldt; in Fellin und Umgegend: Deutsche Schule, Kleine Str. 11; in Arensburg die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm., die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei; in Lettland: der Verlag von Jond & Poliewsky, Riga.